

JENS HENRIK
JENSEN

OXEN

DAS ERSTE OPFER

Thriller

dtv
premium



Unverkäufliches Leseexemplar

Wir freuen uns über Ihre Rückmeldung an
Lesermeinung@dtv.de

Mit einer Zitierung Ihrer Meinung
erklären Sie sich einverstanden.

ISBN 978-3-423-26158-6
ca. € 16,90 [D], € 17,40 [A], 21,90 Sfr

Wichtiger Hinweis:

Das Lektorat dieses Textes ist noch nicht abgeschlossen.
Zum konkreten Stand der Korrekturen
wenden Sie sich bitte an den Verlag.

**Bei Rezensionen beachten Sie bitte
die Sperrfrist bis zum Erscheinungstermin
am 8. September 2017**

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

JENS HENRIK JENSEN

OXEN

DAS ERSTE OPFER

Thriller

Aus dem Dänischen von
Friederike Buchinger

dtv

Deutsche Erstausgabe 2017
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2012 Jens Henrik Jensen
Titel der dänischen Originalausgabe:
›De hængte hunde‹ (JP/Politikens Hus A/S, Kopenhagen 2012)
© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: dtv nach einem Entwurf von Stoltzedesign
unter Verwendung eines Fotos von gettyimages/danm ((nicht freigegeben))
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Gesetzt aus der Minion 10/13,5
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26158-6

1. Es sah aus, als hätte der Hund den Hals gereckt, in einem verzweifelten Versuch, den Duft des Lebens ein letztes Mal einzusatmen. Doch vergeblich, seine Schnauze konnte die Mandelblüten nicht erreichen.

Die Erkenntnis spiegelte sich im schwachen Licht der Morgendämmerung in seinen matten Augen. Es war schon lange vorbei, sein Gewicht hatte die Schlinge um seinen Hals schon vor Stunden zugezogen.

Der scharfe andalusische Februarwind fuhr über den Stausee Guadalhorce-Guadalteba und wiegte den schweren Körper des Hundes hin und her. Eine Wolke aus Blüten wirbelte auf, wie rosa schimmernde Schneeflocken.

Ein Blütenblatt legte sich sanft wie ein Gnadenkuss auf die heraushängende Zunge des Hundes – viel zu spät.

Allmählich drang das Sonnenlicht durch die wogende Blütendecke und die braune Silhouette war immer deutlicher zu erkennen. Es war ein großer Hund. Ein Rottweiler, ein Rüde.

Ein Stück den Hang hinauf, hinter dem Wäldchen aus Mandelbäumen und einigen hohen Pinien, lag eine Ansammlung weißer Gebäude. Zu dem Grundstück führte eine Zufahrt, die von einem eisernen Tor versperrt wurde. Auf einem Schild stand »Finka Frederiksen«.

Die Einheimischen – und von denen gab es trotz der Invasion finanzstarker Ausländer einige – erinnerten sich noch daran, dass die Finca mit dem märchenhaften Ausblick früher »Finca Fernandez« geheißen hatte. Der neue Name war wohl schwedisch, norwegisch, deutsch – oder dänisch. Auf jeden Fall kamen die Bewoh-

ner, die inzwischen schon seit vier oder fünf Jahren am See residieren, irgendwo aus dem Norden. In Wirklichkeit war es den Leuten hier ziemlich egal, woher sie stammten. Die Änderung des Namens war in ihren Augen respektlos, und niemand hatte etwas mit den Fremden zu tun. Diese Reichen waren einfach da, umgeben von ihren hohen Zäunen, und trugen nichts zur Gemeinschaft bei.

Kurz nach Mitternacht war Hannibal Frederiksen, der Besitzer der Finca, nach draußen gegangen, um seinen Hund zu rufen. Doch vergeblich. Señor war zum allerersten Mal nach seiner üblichen Abendrunde nicht ins Haus zurückgekommen. Das hatte Hannibal Frederiksen Angst gemacht.

Nachdem er am nächsten Morgen gegen sieben Uhr nach einer unruhigen Nacht aufgewacht war, zog er sich leise an, um seine Frau nicht zu wecken, und ging wieder nach draußen. Er wollte nach seinem Hund suchen.

Doch als er nach einer halben Stunde die letzte Reihe der Mandelbäume am Seeufer erreichte, wusste er, warum Señor nicht nach Hause gekommen war.

Der Anblick des Hundes ließ ihn wie gelähmt zurück.

2. Die reflexartigen Bewegungen, mit denen er seine Umgebung wie ein Radar erkundete, erinnerten an die eines gewöhnlichen Einbrechers. Er zog sich die Kapuze über sein Barett und sah sich um. Nach rechts, nach links, nach hinten. Und noch einmal. Dann überwand er spielend leicht den hohen Drahtzaun, während sein weißer Samojeenhund brav im Schatten der Mauer lag und sich nahezu unsichtbar machte.

Er sprang und landete geschmeidig auf beiden Füßen. Gut, vielleicht nicht ganz so geschmeidig wie früher – doch zumindest fast ohne zu wackeln. Er wusste, wo er hinwollte, und huschte zum

nächstgelegenen Container, um seine selbst gebaute Zange an die kurze, dreikantige Eisenstange anzusetzen, das Ganze nach links zu drehen und so den schweren Deckel zu öffnen.

Beim ersten Mal war es die reinste Folter gewesen. Eine buchstäblich grenzüberschreitende Erfahrung. Mental gesehen ein Trip der Erniedrigung, der ihn innerhalb weniger Sekunden handlungsunfähig gemacht hatte. Die Demütigung war wie ein Parasit unter seine Haut gekrochen, wo sie wochenlang verharrte und an ihm nagte.

Irgendwann war sie verschwunden und seither nicht wiedergekommen. Zurück blieb nur ein rationales »Wenn du Hunger hast, iss!«.

Er kletterte über die beschämende Schwelle der Wohlstandsgesellschaft, dorthin, wo der Überfluss sich ihm wie ein Goldschatz entgegenreckte. Im ersten Container war das Gemüse.

Er knipste seine Taschenlampe an und fing an zu suchen. Die tastenden Hände weckten eine alte Erinnerung, er dachte daran, wie es gewesen war, im Supermarkt einzukaufen, an einem vollen Samstagvormittag zwischen lärmenden Familien. Genau wie jetzt. Nur der Einkaufswagen fehlte und sein Kind im Klappsitz. Seine Wahl war jedes Mal eine reine Impulsentscheidung.

Gurken? Wieso nicht. Tomaten? Tja ... Kopfsalat? Super Idee. Zwiebeln? Okay. Und natürlich Kartoffeln.

Alles wanderte in die Tiefe seines Rucksacks. Als Letztes folgte eine Schale Freilandchampignons, die drei Tage drüber waren.

Er kletterte wieder hinaus, öffnete den nächsten Container und sprang rein. Fleischwaren. Das Verfallsdatum verbreitete die Pest hier im Dunkeln, aber das kümmerte ihn nicht. Bei Fleisch musste man bloß ein bisschen vorsichtiger sein, das war alles. Er nahm die Packungen in die Hand, drehte und wendete sie im Schein der Taschenlampe, hob den Daumen – oder senkte ihn. Es sah danach aus, als würde es morgen Abend Frikadellen geben. Vermutlich mit geschmorten Zwiebeln.

Er stahl und aß mit Freude das, was kaum ein anderer Däne auch nur im Traum in den Mund genommen hätte. Alles, was ein oder zwei Tage zu alt geworden war, auch weil seine Landsleute es sich zur Gewohnheit gemacht hatten, tief in den Regalen zu graben und die hintersten – und frischesten – Produkte herauszuziehen, statt das zu nehmen, was ganz vorn stand und das kürzeste Haltbarkeitsdatum hatte. Auf diese Weise trug jeder von ihnen zum Müllberg eigentlich noch essbarer Sachen bei. So gesehen war sein eigenes Handeln alles andere als kriminell.

Er ließ ein halbes Kilo Hackfleisch in den Rucksack gleiten. Aus ihm war ein professioneller Mülltaucher geworden.

So nannten die jungen Leute jemanden wie ihn – Mülltaucher. Er war auf die Idee gekommen, als er an der Bushaltestelle ein Gespräch zwischen zwei Jungs mit angehört hatte. Der Begriff hatte ihn zu einer Internetseite geführt und von dort zu einer Facebook-Gruppe, wo man sich gegenseitig Tipps gab und geeignete Plätze zum »Mülltauchen« empfahl. Und so war er hier gelandet, in einem Hinterhof eines Discounters im Kopenhagener Nordwesten.

Es blieb ihm aber auch nichts anderes übrig. Sein letztes Geld war längst verbraucht. Seine Miete hatte er in den letzten Monaten bezahlt, indem er Flaschen gesammelt und seinem dämlichen Vermieter bei diversen Reparaturen in dem baufälligen Haus geholfen hatte.

Es war immer dasselbe. Jeden Tag nach Einbruch der Dämmerung ein ewiges Suchen entlang der bekannten Routen. Der heutige Tag, der jetzt bald vorbei war, hatte ihm fast hundert Kronen an Flaschenpfand eingebracht. Vom Treffpunkt der Säufernasen in Utterslev Mose zum Bispebjerg Friedhof, hinunter zum Fælledpark und dann wieder hoch zum Nordhavn. Er wusste, wo er suchen musste. An den Parkbänken, in den Tiefgaragen und bei den Unterständen an den Bushaltestellen. Im Schutz der Dunkelheit. Flasche für Flasche. Krone für Krone.

Er sprang aus dem Container und wollte gerade zum dritten

weiter, um sich noch ein paar Eier oder etwas Käse zu holen, als ihn jemand anbrüllte: »He, du! Was soll das hier deiner Meinung nach werden?«

Zwei Gestalten tauchten am letzten Container auf. Einer klein und so breit wie hoch, der andere groß und schlaksig. Er hatte nicht gehört, wie die beiden über den Zaun geklettert waren.

»Hallo? Bist du stumm? Oder dämlich? Das hier ist unser Revier. Verpiss dich oder es setzt was, du elender kleiner Penner ...«

Der Breite hob drohend die Faust.

Seine Kapuze musste heruntergerutscht sein, als er aus dem Container gesprungen war, denn jetzt flötete der Typ übertrieben süßlich: »Was sehe ich denn da ...? Hast du etwa einen Pferdeschwanz? Du bist ja ein richtiges kleines Ponymädchen. Ich wollte es schon immer mal mit einem Ponymädchen treiben.«

Einen Moment lang stand er unentschlossen da. Eine Stimme in seinem Kopf schrie mit einer zweiten schrill um die Wette, und er merkte, wie sich seine Muskeln spannten.

»Na komm schon, kleines Pony«, säuselte der Breite.

»Lass ihn«, murmelte der Schlaksige leise, dann drehte er die Lautstärke hoch: »He, du Arsch! Zum letzten Mal – hier bestimmen wir. Also verpiss dich, *fuckin' motherfucker!*«

Der Entschluss war gefallen. Er zog seine Kapuze hoch, warf sich den Rucksack über die Schulter und duckte sich unterwürfig.

»Okay, sorry ... Bin schon weg.«

Der kleine Breite pöbelte trotzdem weiter. »Sollte das etwa eine Entschuldigung sein, Pony?«

»Tut mir leid. Echt, Entschuldigung.«

Wie ein räudiger Köter kroch er in großem Bogen um die beiden bedrohlichen Gestalten herum, kletterte den Zaun hoch und ließ sich auf der anderen Seite auf die Straße fallen.

Mit einem kurzen Pfiff erweckte er seinen Hund zum Leben und verschwand in der Dunkelheit.

Leise vor sich hin murmelnd lobte er sich selbst, während er mit

dem Hund an seiner Seite den Heimweg antrat. Allein die Tatsache, dass er in der Lage gewesen war, durch kühles Abwägen eine Entscheidung zu treffen, kam ihm wie ein Triumph vor.

»Was sagst du, Whitey? Das war ziemlich gut, was? Dabei haben die total provoziert, oder? Du hättest sie hören sollen. Was für Rotzblagen!«

Der Hund hörte ihm zu und nickte.

Er bog durch das Hoftor und nahm den Hintereingang.

Die Vordertür lag im Dunkel eines Kellerabgangs und war mit mehreren Brettern am Türstock festgenagelt. Das war schon so gewesen, als er sein herrschaftliches Domizil vor einer gefühlten Ewigkeit bezogen hatte.

Die Hintertür schleifte über den rauen Betonboden, und es erforderte einige Kraft, sie ganz zu öffnen. Er betrat den Flur und konnte den ständig wachsenden Stapel aus Werbeblättern und Wochenzeitschriften, der sich hier auftürmte, nur undeutlich erkennen.

Vor langer Zeit, in einer anderen Welt, in einem anderen Flur hatte er seine Post sortiert. Ja, anfangs hatte er sie sogar wirklich noch geöffnet ...

Wann er damit aufgehört hatte, die Post zu lesen, wusste er nicht mehr, aber er konnte keinen Unterschied feststellen. Bisher hatte er noch nie einen Brief vermisst, und an seine jetzige Adresse hatte er noch keinen einzigen bekommen. Allerdings hatte er den Behörden auch nie mitgeteilt, dass er umgezogen war.

»Rein mit dir, Whitey!«

Der Hund gehorchte bereitwillig, trabte durch die offene Tür, sprang aufs Sofa und legte sich mit einem müden Seufzen hin.

In der engen Teeküche leerte er seinen Rucksack und zog auf dem Weg ins Zimmer seine Sachen aus, erst die Jacke, dann den Pulli. Am Ende kickte er die Stiefel in eine Ecke und ließ sich neben Mr White aufs Sofa fallen. »Mr White«, so lautete der korrekte Name seines Begleiters, wenn man es ganz genau nehmen wollte.

Das kleine »Mr« verlieh seiner Anrede einen Hauch von altmodischer Höflichkeit und Respekt. »Whitey« war das informelle Gegenstück, und manchmal blieb es auch beim prosaischen »White«.

Es war ein einträglicher Abend gewesen, nur leicht getrübt durch die beiden aggressiven Idioten, die ihn daran gehindert hatten, sich Eier und Käse zu besorgen.

Er schaltete den Fernseher an, zappte herum und blieb an einer Sendung auf Animal Planet hängen, wo ein paar Geier in der Serengeti gerade ein Stück Aas eroberten.

Bald würde er in die Küche gehen und für sie beide eine Klappstulle mit Leberwurst herrichten.

Er starrte für ein paar Minuten auf das afrikanische Drama, bis seine Konzentration erlahmte und sein Blick zu dem Zufluchtsort an der schmutzig weißen Wand wanderte, wo er mit zwei Reißzwecken einen Zeitungsausschnitt aufgehängt hatte. Überschrift und Einleitung konnte er auswendig.

Der Ausschnitt hing schon sehr lange dort, aber er dachte immer noch darüber nach. Könnte das seine Rettung sein?

Wäre es sein Tod – oder seine Erlösung? Oder würde er an einem gnädigen Ort irgendwo dazwischen landen?

3. Das eiserne Tor zur »Finca Frederiksen« glitt automatisch auf, als Hannibal Frederiksen auf die Fernbedienung drückte. Er bog nach links auf die Gebirgsstraße ein und beschleunigte den Wagen.

Unter normalen Umständen hätte er das Gefühl puren Fahrvergnügens genossen. Der kräftige Motor des anthrazitgrauen Mercedes CLS 350 gehorchte bereitwillig, und das Automatikgetriebe katapultierte ihn stufenlos den langen, geraden Abschnitt vor der ersten Kurve hinunter.

Er registrierte das Blütenmeer, das sich links von ihm bis zur See

erstreckte. Einer plötzlichen Eingebung folgend bremste er ab und hielt am Straßenrand an.

Es blieben nur noch wenige Tage, um die Mandelbäume zu bewundern. Ein Anblick, der ihm nun schon seit fünf Jahren vergönnt war. Die Leute reisten aus aller Welt in die verschiedenen Landesteile Spaniens, nur um die überirdische Schönheit dieser Bäume zu sehen. Es war sein eigener Mandelwald am Ufer des Embalse del Guadalhorce-Guadalteba, der förmlich mit der schimmernden Wasseroberfläche verschmolz, die heute fast reglos vor ihm lag.

Es lief ihm kalt den Rücken hinunter.

Der Blütenteppich barg ein Geheimnis. Zwei Wochen waren vergangen. Er hatte seiner Frau nicht erzählt, was er an jenem Morgen im Mandelhain entdeckt hatte. Für solche Dinge war sie nicht robust genug.

Die Frage war nur, wie es um seine eigene Robustheit bestellt war. Alles, was dieser Sache vorausgegangen war ... Und dann Señor, der im Wind geschaukelt hatte ... Er konnte an nichts anderes mehr denken. Wäre er doch nur wie früher, als er noch jung war. Tatkräftig, streng und gnadenlos. Jetzt quälte ihn die Erinnerung so sehr, dass er kaum einen klaren Gedanken fassen konnte.

Er fuhr wieder los und gab bergab ordentlich Gas. Nur wegen dieser verfluchten Angst und Unentschlossenheit war er an diesem Morgen auf dem Weg zum Flughafen von Málaga, um Gäste abzuholen. Sie sollten das, was ihn jede Nacht wach hielt, gründlich untersuchen.

Als er den Felsvorsprung und die scharfe Rechtskurve erreichte, bremste er hart ab. Vor ihm lag ein langes Stück mit vielen engen Haarnadelkurven, die ihm keinen Spaß machten, und er ließ den Wagen langsamer weiterfahren. Er war mehr für die geraden Streckenabschnitte mit gutem Überblick zu haben. Und wieder – lag es daran, dass er alt und unsicher geworden war?

Er war für einen Moment in Gedanken über seine verlorene

Jugend versunken und näherte sich gerade der ersten Kurve, als der Schock ihn traf. Das Krachen und Knirschen hinter ihm, der Aufprall, bei dem sich der Gurt über seiner Brust straffte.

Erschrocken blickte er in den Rückspiegel und sah ein kleines rotes Auto. Der Fahrer hatte offenbar die Kontrolle verloren und war ihm direkt hinten aufgefahren. Hoffentlich war der Mann gut versichert. Frederiksen bremste ab und war geistesgegenwärtig genug, zu blinken. Vor ihm lag eine mit Gras bewachsene Ausbuchtung, da konnten sie das regeln ...

Ein erneutes Krachen, und wieder wurde er im Sitz nach vorn geworfen. Was zur Hölle war da los?

Er bemerkte, dass seine Knie unkontrolliert zitterten. Seine Hände krallten sich krampfhaft am Lenkrad fest, das Auto brach nach rechts aus, doch es gelang ihm, es wieder nach vorn auszurichten.

Das war Absicht. Das rote Auto rammte ihn absichtlich. Er musste hier weg.

Den Blick fest auf die Straße gerichtet, trat er auf der geraden Strecke vor der nächsten Kurve das Gaspedal durch. Er schielte in den Rückspiegel. Er hatte Abstand gewonnen. Aber jetzt – jetzt musste er abbremsen. Der Wagen schlingerte. Trotzdem bekam er die Kurve noch gut.

Sekunden später klebte ihm das kleine rote Auto schon wieder am Hintern. Und jetzt rammte es ihn zum dritten Mal. Felswand und Leitplanke flimmerten vor seinen Augen. Auf dem geraden Abschnitt gewann er wieder etwas Luft, aber er war viel zu schnell für die nächste Kurve. Der Vorderreifen erwischte den Randstreifen, noch ehe es ihm gelang, den schweren Wagen abzubremsen. Flüchtig bemerkte er etwas Rotes im Außenspiegel. Dann krachte es wieder, und der Gurt straffte sich. Seine Fingerknöchel waren kreideweiß.

Dann war das rote Auto wieder da. Diesmal erwischte es ihn seitlich und drängte seinen großen Mercedes vom Kurs ab.

Er schmeckte Blut. Hatte er sich die Lippe aufgebissen? Verzweifelt versuchte er gegenzusteuern, als er erneut gerammt wurde. Der Mittelstreifen verschwand aus seinem Blickfeld. Er riss das Lenkrad herum, nach links, dann nach rechts. Er konnte den Mercedes nicht mehr kontrollieren, er brach nach links aus. Immer weiter, auf die weiße Leitplanke zu.

Das nächste Krachen erreichte sein Bewusstsein nur noch peripher. Er schwebte ins Nichts, war schwerelos, ohne Verbindung zum Erdboden. Das Lenkrad fühlte sich leicht wie eine Schneeflocke an. Der blaue Himmel erfüllte die ganze Windschutzscheibe. Und so schwebte er immer weiter, während sein Körper zu Eis gefror.

Der Fahrer des kleinen roten Wagens bremste abrupt und stieg hastig aus. Er sah gerade noch, wie der Mercedes gegen die Felsen prallte, gewaltige Saltos schlug und einen kleinen Wald durchflügte, bevor er seitlich zum Liegen kam, auf einem Felsvorsprung oberhalb der Talsohle.

Es gab keine Explosion und auch keinen Feuerball wie im Film. Als die Staubwolke sich gesenkt hatte, lag das Autowrack totenstill da, nur ein dunkler, verbeulter Blechhaufen.

Der Fahrer des roten Wagens stieg wieder ein und verschwand in aller Ruhe hinter der nächsten Kurve.

Zu diesem Zeitpunkt war Hannibal Frederiksen schon lange tot. Sein Genick war mit einem Knacken gebrochen, als der anthrazitfarbene Mercedes auf der ersten Klippe aufprallte.

4. Das war kein richtiges Frühjahr. Er fühlte sich betrogen. Die Landschaft jenseits der schmutzigen Zugfenster war immer noch braun und kahl.

Er saß angespannt auf seinem Platz, sein altes armeegrünes

Barett tief in die Stirn gezogen. Mr White lag wachsam zwischen seinen Füßen. Sie fühlten sich beide bedrängt von den vielen Fahr-
gästen, die so unerschütterlich gut gelaunt wirkten, als würde der
Zug sie in eine neue, bessere Zukunft bringen.

Die Leute, die in Hadsten und Langå in Feierlaune zugestiegen
waren, hatten den Zug in Randers wieder verlassen. Neue kamen
in Hobro dazu, und in Arden gleich ein ganzer Trupp, der das
Abteil lärmend in Beschlag nahm, mit roten Fahnen und klirren-
den Plastiktüten. Es war der erste Mai. Also war tatsächlich Früh-
ling. Und der internationale Kampftag der Arbeiter.

Sie stimmten ihre Gesänge an und schlossen mit »Prooost –
und schieß drauf!«.

Es hätte ihn schon interessiert, wofür die eigentlich kämpften.
Abgesehen davon, dass sie wohl erst mal dafür kämpfen sollten,
überhaupt eine Arbeit zu finden. Gab es denn noch so was wie ehr-
liche Arbeiter in Dänemark? War der ganze Kram nicht längst in
billigere Hände nach Asien outgesourct worden?

»... zur Arbeit, lebend oder tot!«

Er sah keine wettergegerbten Gesichter oder schrundigen
Hände, als er unauffällig den Blick schweifen ließ. Keine Helden
der Arbeiterklasse, stattdessen lauwarmes Dosenbier in speckigen
Fingern, feiste Wangen und breite Ärsche in Jeans.

Er hätte gern gewusst, wohin sie fuhren. Vermutlich nach Aal-
borg ...

Mr White schreckte hoch, nachdem ihm ein angetrunkener
Mittvierziger auf den Schwanz getreten war. Aber als er merkte,
was Sache war, legte er sich wieder hin. Sein Hund fühlte sich an-
scheinend trotz allem sicher. Ihm dagegen war es unbehaglich.
Hier waren entschieden zu viele Menschen.

Er warf einen Blick auf den klebrigen Fahrplan in seiner Hand.
An der nächsten Station musste er raus. Die Stimme aus dem
Lautsprecher würde ihn erlösen und den nächsten Halt ankün-
digen, und er würde wissen, dass er gleich aussteigen konnte.

Dann würde die Zukunft beginnen. Schlechtes Frühjahr hin oder her.

Er lehnte sich in seinem Sitz zurück und versuchte so zu tun, als existierten die vielen anderen Fahrgäste überhaupt nicht. Er wollte in sich selbst versinken, immer tiefer und tiefer – und unsichtbar werden ...

Da spürte er eine nasse Zunge an seiner Handfläche. Mr White brauchte eine kleine Aufmunterung. Sein Buddy, der ihn treu begleitete und nicht mehr dafür haben wollte als ein wenig Anerkennung.

Sein Hund war weiß. Deshalb hieß er White. Er war ein Rüde. Und deshalb lautete sein voller Name Mr White. Das war ganz einfach. Auch wenn es etwas ähnlich Überschaubares in seinem Leben sonst nicht gab, folgte zumindest seine Freundschaft zu dem Samojuden einer klaren Logik.

Seine Gedanken wurden vom Klirren einiger Flaschenhalse unterbrochen und dem Grölen eines Arbeiterhelden, der hinter seiner Rückenlehne den »Musketier-Eid« in den Raum brüllte: »Proooost ...!«

Endlich ertönte die befreiende Nachricht: »Nächster Halt Skørping. In wenigen Minuten erreichen wir Skørping. Ausstieg in Fahrtrichtung rechts.«

Es kam ihm vor wie eine Ewigkeit, bis der Zug endlich stillstand und die Türen sich öffneten. Mr White war mit einem Satz auf dem Bahnsteig und zog ihn mit. Er schulterte seinen Rucksack und die lange Plastikbox und stellte sich an die Backsteinmauer des Bahnhofsgebäudes.

Erst als das Zugende immer kleiner wurde und der letzte Fahrgast den Bahnsteig verlassen hatte, zog er Mr White auf die andere Seite des Bahnhofs.

Dort gab es ein großes pastellgelbes Gebäude mit einem Schild, auf dem »Kulturbahnhof« stand. Hatten die so viel Kultur hier oben in Skørping, dass sie ein ganzes Haus damit füllen konnten?

Aber was wusste er schon. Er war in seinem Leben nur wenige Male durch diesen kleinen Ort gefahren.

Es fing an zu regnen, gerade als er die Gleise überquert hatte und sich auf den Weg durch die Stadt machte.

Der Regen wurde stärker. Er blieb stehen, nahm seine alten Regensachen aus dem Rucksack und zog sie über. Er hatte sie beim Flascheneinsammeln oft gebraucht, und an ein paar Stellen waren sie schon löchrig. Dann setzte er seine Wanderung auf dem Radweg fort, der nach Rebild führte, einem kleinen Ort ein paar Kilometer weiter.

Sein Kopf war leer, nicht mal der Regen störte ihn. Er war nur damit beschäftigt, vorwärtszukommen. Genau wie der eifrige Mr White. Irgendwo in seinem Hinterkopf streifte ihn der Gedanke an den Zeitungsartikel, der sicher noch einige Zeit an der Wand in dem feuchten Kellerzimmer hängen würde. Bis zu dem Tag, an dem ein anderer die schwergängige Tür aufdrücken und sich mit der Situation dort abfinden würde.

Er dagegen hatte den Rentemestervej für immer hinter sich gelassen.

Und der Zeitungsartikel hatte ihn auf die entsprechende Idee gebracht. Dass es ausgerechnet Skørping geworden war, lag vermutlich daran, dass man es mit dem Zug erreichen konnte. Kopenhagen-Skørping, nicht gerade ein Katzensprung. Doch entscheidend waren die Vorteile dieser Gegend, mit denen er in seiner Vergangenheit die eine oder andere Erfahrung gemacht hatte.

Keine Menschenseele ahnte, dass er die alte Umgebung verlassen hatte. Wem hätte er auch davon erzählen sollen? Außer L. T. Fritsen fiel ihm niemand ein. Ihm gegenüber hatte er die Idee irgendwann einmal erwähnt, als sie nach Feierabend zusammen in Fritsens kleiner Autowerkstatt saßen und sich unterhielten. Die Idee, auszusteigen ... Doch das war mindestens ein Jahr her. Fritsen und er waren Freunde, aber sie hockten sich nicht ständig auf der Pelle.

Er blinzelte nach oben. Die Regendecke war schwer und blauschwarz, ohne eine einzige Wolkenlücke. Es würde noch lange weiterschütten. Vielleicht den ganzen restlichen Tag.

Bald hatten sie Rebild erreicht. Sie marschierten aber auch im Stechschritt voran, und jetzt hasteten sie an dem großen von Heidekraut überwucherten Parkplatz des Nationalparks vorbei, wo man sich jedes Jahr am Unabhängigkeitstag der Amerikaner zum dänisch-amerikanischen Freundschaftsfest traf.

Im Regen waren kein Auto und kein Mensch zu sehen. Perfekt. Mit dem Ortsschild im Rücken begannen sie jetzt die letzte, lange Etappe ihrer Reise. Sie hatten die Richtung eingeschlagen, die sie in das riesige Waldgebiet führen würde, wo im Laufe der Geschichte schon immer Wilderer, Räuber und anderes Gesindel Unterschlupf gefunden hatten. Es gab etwa dreißig Wälder hier, jeder mit einem eigenen Namen, und zusammen bildeten sie den größten zusammenhängenden Wald Dänemarks – den mächtigen Rold Skov.

5. Mit bedrohlich gefletschten Zähnen knurrte der Schäferhund die schwarz gekleidete Gestalt an, die ihn im Hundezwinger überrascht hatte. Er sträubte vor Angst die Nackenhaare, was ihn aber nicht weniger gefährlich machte. Dann fing er an zu bellen.

Die bullige Gestalt machte ein paar schnelle Schritte vorwärts, kehrte plötzlich um und rannte dann in die andere Richtung los. Genau das reizte den Hund. Der Mann drehte sich zu ihm um und machte sich bereit. Gleich hatte das Tier ihn erreicht.

Der Schäferhund sprang mit einem großen Satz nach vorn, auf seinen linken Arm zu, den er schützend vor den Körper hielt. Die Kiefer des Hundes schlossen sich um den gut gepolsterten Unterarm.

Ein kurzes Knacken war zu hören, als der Nacken des Hundes brach. Sofort löste sich die Klammer um seinen Arm, und der Hund fiel leblos zu Boden.

Der Mann blieb eine Weile stehen. Er verspürte den Drang, sich die Sturmhaube vom Kopf zu ziehen, um sich etwas abzukühlen, aber er wollte kein Risiko eingehen. In dieser Montur war er eins mit der Dunkelheit, bis auf den schmalen Schlitz vor den Augen und das Loch für den Mund. Er spürte seinen Puls, obwohl er keine Angst gehabt hatte. Zufrieden betrachtete er den toten Hund in der Gewissheit, dass man, was einem einmal in Fleisch und Blut übergegangen war, niemals verlernte.

Am Ende des riesigen Gartens brannte eine Reihe von Lampen, und dahinter stand ein Gebäude, das wohl das Badehaus sein musste. Der Garten war ringsum von hohen Bäumen und Büschen umgeben. Die nächsten Nachbarn waren zum Glück weit weg, auch wenn es sich nicht ganz ausschließen ließ, dass der eine oder andere das Bellen gehört hatte. Er sah sich um. Die Lichter dieses offenbar sehr exklusiven Stadtteils, der Sejs-Svejbæk hieß, leuchteten in der Dunkelheit wie Juwelen, am Hügel und die Straße entlang, die parallel zum Seeufer des Borre Sø verlief.

Er hatte seine Basis in Silkeborg eingerichtet, nur fünf Kilometer entfernt, und war einige Tage in der Gegend geblieben, um sich gründlich auf seine Aktion vorzubereiten.

Er packte den Hund an den Hinterbeinen und zog ihn über die Wiese zu der luxuriösen Villa, die dunkel vor ihm lag. Auf der Terrasse legte er den Hund ab. Schon gestern hatte er die ideale Stelle dafür entdeckt, als er in einem gemieteten Kanu das Ufer mit einem Fernglas auskundschaftet hatte. Vor der großen Fensterfront des Hauses stand eine Buche. Wie geschaffen für seine Zwecke.

Er richtete die Taschenlampe auf das Fenster. Dahinter war die Küche zu erkennen. Es war keine gewöhnliche Küche, wie man sie

sonst sah, sondern ein weitläufiger Raum, in dem blank polierter Stahl und dunkles Holz dominierten. Sogar das Weinregal war von stattlicher Größe.

Der Besitzer der Villa hieß Mogens Bergsøe, er war Anwalt und lebte allein – so viel wusste er. Und offenbar war er ein äußerst wohlhabender Mann. Sogar in der Küche hing Kunst an der Wand.

Er zog den Hund bis zu dem Baum, legte ihm die Schlinge um den Hals und warf das lose Seilende über den untersten Ast. Dann hievte er den Hund mit ein paar langen, kräftigen Zügen hoch und knotete das Seil um den Stamm.

Wenn der Herr Anwalt nach Hause kam, den Porsche in den Carport rollen ließ und die Haustür aufschloss, würde es nicht allzu lange dauern, bis er in die Küche ging. Vielleicht würde er sich ein Glas Milch einschenken, sich ein Gute-Nacht-Bier genehmigen oder einfach nur ein Butterbrot schmieren.

Und sobald er das Licht einschaltete, würde er sehen, was direkt vor seinem Fenster hing.

6. Mit angehaltenem Atem beobachtete er, wie das Reh auf dem matschigen Wildwechsel näher trippelte, zu der Stelle an der kleinen Quelle, wo es bereits zahlreiche Spuren gab.

Es war ein Bock, wenn auch kein besonders großer. Nach dem Gesetz durfte man ihn erst in einer Woche jagen, aber mit solchen Details konnte er sich jetzt nicht aufhalten. Er hatte wirklich Hunger.

Vollkommen still saß er in seinem Versteck aus Zweigen, Wurzeln und allem, was er sonst noch gefunden hatte. Er war ungefähr zwanzig Meter von der Wasserstelle entfernt. Vorn in seinem Versteck war ein Loch, gerade groß genug, dass er hindurchschießen konnte, wenn der Winkel stimmte. Und es würde gleich so weit sein, sobald der Bock noch einen Meter nach vorn kam.